

Institut für Glaube und Wissenschaft
Stresemannstraße 22
35037 Marburg
www.iguw.de
info@iguw.de

institut für glaube 
und wissenschaft

Ein Unfall, der alles verändert – und warum ich trotzdem Christ bin

Dr. Jürgen Spieß

Dieser Artikel erschien in einer leicht veränderten Fassung in:
Stephan lange (HG.), Warum ich trotzdem glaube, Neukirchen-Vluyn, 2022, S. 69 – 78.

Dr. Jürgen Spieß, Althistoriker, war von 1984-1999 Generalsekretär der SMD. 1999 gründete er das *Institut für Glaube und Wissenschaft*, das er bis 2015 leitete. Er ist zum zweiten Mal verheiratet und lebt mit seiner Frau in Marburg. Sie haben eine Tochter mit Down-Syndrom.

Plötzlich und unerwartet

Vor vielen Jahren sind meine Frau Christiane und unser Sohn Johannes Michael bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Es war auf der Rückfahrt aus der DDR. Wir waren schon im westlichen Teil Deutschlands. Ich war Reisesekretär der Studentenmission in Deutschland (SMD) und fuhr seit Januar 1977 regelmäßig in die DDR. Dort besuchte ich Christen und hielt nicht erlaubte Vorträge vor Studenten.

Christ geworden war ich erst als Student. Ausschlaggebend war die Aussage eines Schulfreundes, dass Jesus von den Toten auferstanden sei. Diese verblüffende Aussage brachte mich dazu, das Neue Testament zu lesen und mich mit der Auferstehung von Jesus aus historischer Sicht zu beschäftigen.

Ich studierte in München Geschichte und schloss dieses Studium mit einer Promotion in Alter Geschichte ab. Nach meinem Studium wurde ich Reisesekretär bei der SMD. Im April 1978 heiratete ich. Meine Frau kam wie ich aus Dillenburg. Wir lernten uns aber erst näher in der SMD kennen, als wir beide dort als Reisesekretäre angestellt waren. Nach der Heirat zogen wir nach München. Dort wurde im Januar 1979 unser Sohn geboren.

Als Grußwort getarnte Vorträge – mit der Familie unterwegs in der DDR

Im November 1979 fuhr ich zum ersten Mal zusammen mit meiner Familie in die DDR. Während unseres Aufenthaltes in der DDR hielt ich einen Vortrag bei einer Jugendkonferenz mit gut 100 Teilnehmern in Halle an der Saale. Dazu hatte ich wie immer keine Erlaubnis und mein Name stand deshalb nicht auf dem Programm. Der Veranstalter ging davon aus, dass – wie üblich – unter den Teilnehmer einige sein würden, die der Stasi von dieser Konferenz berichten würden. Aus diesem Grund stellte er mich mit folgenden Worten vor: „Wir haben an diesem Wochenende einen besonderen Gast unter uns, der eine weite Reise gemacht hat. Deshalb darf er ein etwas längeres Grußwort halten.“ In Absprache mit den Veranstaltern hielt ich ein Grußwort von 45 Minuten Länge. Am nächsten Tag beantwortete ich eine Frage aus dem Publikum ebenfalls mit 45 Minuten Länge. Es war damals nicht einfach von West nach Ost zu reisen. Man brauchte ein Visum und in der Regel eine Einladung. Für eine Reise von Ost nach West waren die Chancen für ein Visum im Gegensatz dazu nahe Null.

Nach unserem einwöchigen Aufenthalt fuhren wir am Morgen des 27. November wieder zurück. Auf dem Gebiet der DDR saß ich am Steuer. Nachdem wir die Grenze passiert hatten, fuhr meine Frau. Ich setzte mich hinter sie auf die Rückbank zu unserem Sohn. Auf einer sehr geraden Bundesstraße – wir fuhren in einer

langen Autoschlange – scherte der Wagen aus für mich unerklärlichen Gründen plötzlich nach links aus und prallte gegen einen entgegen kommenden LKW. Ich hatte mich meinem Sohn zugewandt und bekam diesen Vorgang, der sich in Sekundenschnelle ereignete, nicht mit.

Als das Bewusstsein allmählich zurückkam, dachte ich zunächst, ich träume. Alles war dunkel und feucht. Ich konnte mich nicht bewegen. Vielleicht ein Unfall...? Nach und nach kam ich weiter zu mir, hörte von ferne Stimmen, die beruhigend auf mich einredeten, und fragte mich, wo ich eigentlich sei. Dann wurde ich aus dem Auto gezogen. Durch den Aufprall war ich unter (!) den Beifahrersitz gedrückt worden. Ein Krankenwagen fuhr mich ins nächste Krankenhaus zu einer ersten Notbehandlung. Von dort ging es ziemlich schnell in eine Universitätsklinik. Von Anfang an hatte ich das Gefühl, etwas fragen zu müssen, doch ich wusste nicht was. Es dauerte lange bis mir die Frage einfiel: Wo ist meine Familie? Niemand gab mir eine Antwort. Abends um 20 Uhr, acht Stunden nach dem Unfall, wurde ich operiert. Die Nacht verbrachte ich in einem Abstellraum, da das Krankenhaus überfüllt war. Als ich wieder zu mir kam, stand ein Freund neben meinem Bett. Ich fragte ihn, was mit meiner Familie sei. Er gab mir eine Antwort, die mich zunächst beruhigt schlafen ließ.

Abschied von der Familie

Am nächsten Morgen stellte ich wieder die Frage, ob meine Familie noch am Leben sei. Er schüttelte verneinend den Kopf...

Dies alles spielte sich in einem Sechs-Bett-Zimmer ab. Da spätestens gegen Abend jeder Mitpatient sein eigenes Fernsehprogramm laufen hatte, fuhr ein mitfühlender und mitdenkender Pfleger mich abends immer für die Nacht in ein nicht genutztes Arztzimmer.

Ein anderer langjähriger Freund löste meinen ersten Besucher ab und blieb bis zur Beerdigung. Aus ärztlicher Sicht war ich nicht transportfähig, erhielt also auch keinen Krankenwagen für die etwa 300 Kilometer bis zum Friedhof in Dillenburg. So fuhren mich Freunde in ihrem Auto dorthin. Für mich war es ganz wichtig, dass ich an dieser Beerdigung teilnahm. Ich habe gesehen, dass die Särge ins Grab gelegt wurden und konnte so Abschied nehmen von meiner Familie. Es bedeutete aber für mich auch, dass Hoffnungen begraben wurden. Was ich an Hoffnungen für das Zusammenleben mit den Verstorbenen hatte, konnte sich in dieser Welt nicht mehr erfüllen. Nach der Beerdigung traf ich mich mit einigen guten Freunden für eine Stunde im Haus meiner Schwiegereltern. Dann musste ich wieder zurück in die Klinik.

Die sich anschließende Zeit dort war teilweise eine Tortur. Ich konnte mein linkes Knie nicht mehr krümmen. Die OP musste wiederholt werden, damit die Schrauben neu eingesetzt werden konnten. Als auch danach eine Krümmung des Knies wegen immer noch anhaltender sehr starker Schmerzen nicht möglich war, bat ich um Verlegung in das Krankenhaus meiner Heimatstadt. Am Tage vor der Verlegung erlebte ich noch zwei Überraschungen: Beim Behandeln meines sehr stark geschädigten linken Auges hatte man eine Falte ins Augenlid genäht. Außerdem hatte man in der Eile nach dem Unfall, als es bei mir selbst auch um Leben und Tod ging, einen Jochbeinbruch übersehen.

Während es im ersten Krankenhaus um Bewegung ging, hieß es im zweiten Krankenhaus zunächst: keine Bewegungen, ruhen. Wer denkt da nicht an einen Satz von Kurt Tucholsky: „Wenn zwei Ärzte einer Meinung sind, ist einer davon gar kein Arzt.“ Eine dritte Operation am Knie war erforderlich. Zum ersten Mal seit Wochen konnte ich danach mein Knie beugen und es war schmerzfrei! Als ich wieder zu Hause war, hatte sich in der Falte des vernähten Augenlides eine „pflaumenkerngroße Geschwulst“ gebildet. Sie musste weggeschnitten werden. Immerhin klappten in diesem Krankenhaus alle Operationen auf Anhieb.

Weil der Unfallhergang sehr ungewöhnlich war, wurde das Fahrzeug untersucht. Es konnten aber keine technischen Mängel gefunden werden. Von Bürgern der früheren DDR bin ich später des Öfteren darauf angesprochen worden, ob nicht die Stasi durch technische Manipulation den Unfall verursacht habe. Ich habe dann regelmäßig geantwortet: Warum hätte die Stasi mich umbringen sollen? So wichtig war ich auch nicht. Auf diesen Einwand von mir sagte einmal ein früherer DDR-Bürger: „Die Stasi hat nicht nur sinnvolle Dinge gemacht.“ Daraufhin habe ich bei der Gauck-Behörde dann doch nach eventuellen Stasi-Akten gefragt. Die Antwort lautete, dass bisher keine Unterlagen darüber gefunden wurden.

Hilfen nach dem Unfall

Zunächst einmal hat mir geholfen, dass mich von Anfang an Freunde und Bekannte im Krankenhaus besucht haben. Schon von den Freunden Hiobs kann man zweierlei lernen: Als sie vom Leid Hiobs hören, suchen sie ihn auf. Sie geben ihm das Wichtigste, was sie haben: ihre Zeit. Es gibt einen engen Zusammenhang zwischen Zeit und Liebe. Vom Leid Hiobs sind die Freunde dann so betroffen, dass sie zunächst schweigen. Sie lassen Hiob einfach reden und hören zu. So haben auch mir Menschen geholfen, die einfach da waren, ohne mich – wie auch immer – trösten zu wollen. Darüber hinaus war es für mich sicher auch hilfreich, dass ich mich nach dem Unfall nicht allein in meiner „leeren“ Wohnung aufgehalten habe,

sondern - weil ich ärztlich versorgt werden musste - im Krankenhaus lag und dadurch bis zu einem gewissen Grad gefordert und abgelenkt war. Ganz wichtig ist für mich auch die Teilnahme an der Beerdigung meiner Familie gewesen.

Besonders geholfen haben mir die Losungen der Herrenhüter Brüdergemeine, die ich mir nach der Beerdigung habe geben lassen. Ich hatte schon oft erlebt, dass ein Wort daraus mich angesprochen hat. Das war auch diesmal der Fall – vom Unfalltag an. Die Liedstrophe am Unfalltag lautete: „Sterben heißt, ans Ziel gelangen.“ Die Losung aus Psalm 141,8: „Auf dich, Herr, sehen meine Augen, ich traue auf dich, gib mich nicht in den Tod dahin.“ Dazu aus dem 1. Johannesbrief 2,25: „Und das ist die Verheißung, die er uns gegeben hat, das ewige Leben.“ Am nächsten Tag stand in der Losung Hiob 2,10: „Haben wir Gott für das Gute gedankt, wie sollen wir das Böse nicht auch aus seiner Hand nehmen?“ Am nächsten Tag las ich: „Mein Los ist auf liebliches Land gefallen, mir ist ein schönes Erbteil geworden“ (Psalm 16,6) – der Lieblingsvers meiner Frau aus dem Alten Testament – und am letzten Tag der Unfallwoche: „Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Jesus Christus ist, unserem Herrn.“ (Römer 8, 38 und 39). Dass alle diese Worte bei mir angekommen sind, empfinde ich als Geschenk.

Gleich am Tag nach dem Unfall bat ich einen Freund, der mich besuchte und länger blieb, das Buch „Die Tür auf der Wiese“ (heute: Der letzte Kampf) zu kaufen und mir vorzulesen. Es war der siebte Band der Chroniken von Narnia von C.S. Lewis. Dieses Buch hatte meine Frau unmittelbar vor der Reise in die DDR auf Englisch gelesen und mir gesagt: „Wenn man dieses Buch liest, hat man keine Angst vor dem Sterben, sondern freut sich auf die Neue Welt Gottes mit Jesus Christus.“ Wer das Buch kennt, weiß, dass man nach der Lektüre auf solche Gedanken kommen kann.

Geholfen hat mir auch, dass ich nach dem Unfall eine neue Tätigkeit begonnen habe. Für diese neue Aufgabe waren wir schon vor dem Unfall angefragt worden. Meine Frau und ich hatten unsere Bereitschaft dafür schon erklärt. Diese neue Aufgabe erforderte auch einen Umzug von München nach Marburg. So ergab es sich von selber, dass ich mich nach den Krankenhausaufenthalten fast nur noch in Zusammenhang mit dem Umzug in der gemeinsamen Wohnung aufgehalten habe.

Geholfen hat mir auch, dass ich ziemlich bald in der Lage war über den Unfall zu sprechen – oft in Zusammenhang mit Hörsaalvorträgen zum Themenbereich: Leid und die Frage nach Gott.

Macht Leid Sinn?

Nach einem Ereignis wie diesem - gerade von seinem Ablauf her kaum nachvollziehbaren - Unfall fällt es schwer, einen Sinn zu erkennen. Aber gibt es hier überhaupt einen Sinn? Wir suchen nach allem in unserem Leben nach Sinn und Bedeutung – besonders nach so einem einschneidenden Ereignis. Es gibt immer wieder Ereignisse im Leben, deren Sinn ich nicht unmittelbar erkennen kann. Ich bin mir sicher, dass es dann sinnlos ist, immer wieder über einen Sinn nachzugrübeln. Es gibt Warum-Fragen, auf die es in diesem Leben keine Antwort gibt. Gott kann auch aus dem, was uns völlig sinnlos erscheint, etwas Gutes machen.

Von dieser Zeit an habe ich mich intensiv mit dem Leben und dem Werk von C. S. Lewis beschäftigt. Der britische Literaturwissenschaftler (Oxford und Cambridge) war erst als Hochschullehrer Christ geworden und hatte viele grundlegende Bücher zum christlichen Glauben verfasst: Pardon ich bin Christ, Wunder, Über den Schmerz... Nach dreijähriger Ehe war seine Frau an Krebs gestorben. Auch darüber hatte er ein Buch geschrieben: Über die Trauer. Er hatte sich also durch seine Erfahrungen intensiv mit dem Thema Christsein und Leid beschäftigt. Ich las alle seine Bücher. Beeindruckt hat mich vor allem, dass er immer wieder die Sehnsucht nach dem Himmel beschreibt. Im Kinderbuch „Der letzte Kampf“ heißt es am Schluss: „Die Schule ist aus, die Ferien haben begonnen. Der Traum ist zu Ende, der Morgen ist da ... Nun erst begannen sie das erste Kapitel der großen Geschichte, die noch keiner auf Erden gelesen hat, der Geschichte, die ewig weitergeht und in der jedes Kapitel besser ist als das vorangegangene.“ Ich begann, erste Vorträge über Lewis zu halten.

Nach einem Vortrag in einer Universitätsstadt sprach mich vor einigen Jahren ein Mann an: „Als Jugendlicher war ich 1988 beim Christival in Nürnberg in Ihrem Seminar ‚Jesus für Skeptiker‘. Sie haben vor allem C.S. Lewis zitiert. Ich begann daraufhin Lewis zu lesen. Durch diese Lektüre wurde mein Interesse an Literatur geweckt. Jetzt bin ich hier an der Uni Professor für Literaturwissenschaft.“

Die christliche Antwort auf die Leidfrage ist die Aufhebung des Leids in der neuen Welt Gottes: „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein...“ (Offenbarung 21,4). Für mich ist das kein Wunschdenken, wie vielleicht viele einwenden würden. Dass ich mir etwas wünsche, sagt ja noch nichts darüber aus, ob mein Wunsch erfüllt werden kann oder nicht. Auch Atheismus kann übrigens Wunschdenken sein: nämlich der Wunsch nach der „sturmfreien Bude“: Man hofft, dass man für sein Tun (nach dem Tod) nicht zur Rechenschaft gezogen wird.

Die neue Welt Gottes als Antwort auf mein Leid ist deshalb kein Wunschdenken, weil sie durch die Auferstehung von Jesus beglaubigt wurde. Mit der Auferstehung von Jesus Christus hatte ich mich ja schon intensiv beschäftigt, bevor ich Christ geworden war.

Eine lebendige Hoffnung

„Wir sind wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung von Jesus Christus (1.Petrus 1,3).“

Von einer christlichen Studentengruppe erhielt ich die Anfrage, am ersten Jahrestag des Unfalls einen Vortrag zum Thema: „Der Grund der christlichen Hoffnung – ein Historiker zur Auferstehung von Jesus Christus“ zu halten. Ich sagte zu und hielt erstmals zu dieser Themenformulierung öffentlich einen Vortrag in der Mensa jener Uni. Zu dem so formulierten Thema habe ich seitdem noch viele Vorträge gehalten. Einige Jahre später sprach mich nach einem Gemeindevortrag eine Frau mit drei kleinen Kindern an und erzählte mir, dass sie als Studentin einmal so deprimiert gewesen sei, dass sie ihr Studium und auch ihr Leben beenden wollen. Dann sei ihr ein Plakat in die Augen gesprungen: „Der Grund der christlichen Hoffnung – ein Historiker zur Auferstehung“. Das habe sie so angesprochen, dass sie zu dem Vortrag gegangen sei ...

Der Unfall und seine Folgen haben sicher zu meiner Glaubwürdigkeit als Referent und Gesprächspartner zum Thema Leid und Hoffnung beigetragen. Zum ersten Mal hatte ich das schon in der Augenklinik erlebt. Dort versorgte mich eine Krankenschwester, deren 16jährige Tochter kurz vorher mit dem Fahrrad einen tödlichen Unfall gehabt hatte. Sie war dankbar dafür, dass sie sich mit mir unterhalten konnte.

Ich bin oft gefragt worden, ob ich nach dem Unfall Gott nicht angeklagt hätte. Wenn ich an den Unfall denke, schmerzt es mich immer noch, dass ich mich nicht von Christiane verabschieden und mich bei ihr bedanken konnte. Aber ich habe Gott nie angeklagt. Meine Frau und ich haben mehrmals darüber gesprochen, dass unsere Ehe auf Zeit angelegt ist. Außerdem haben mir die Losungsworte und Christianes Kommentar zu ihrer Lewis-Lektüre sehr geholfen. Ich habe beides als eine persönliche Ansprache und einen Zuspruch Gottes an mich verstanden. Die Freundschaft und Ehe mit Christiane zählen zu den besonderen Segnungen Gottes in meinem Leben.